

Verlag Bibliothek der Provinz

Richard Bletschacher wurde 1936 in Füssen am Lech geboren. Er studierte an den Universitäten von München, Heidelberg, Paris und Wien. Nach seiner Promotion mit einer Dissertation über das Theater des Existenzialismus erhielt er sein erstes Engagement am Theater in der Josefstadt. Im Herbst 1959 wurde er Mitglied der Wiener Staatsoper, der er siebenunddreißig Jahre als Regisseur und Chefdramaturg verbunden blieb. Daneben inszenierte er vor allem Opern auf vier Kontinenten. Er unterrichtete an der Opernklasse und am Reinhardtseminar der Musikhochschule in Wien und gestaltete und moderierte zahlreiche Sendungen des Österreichischen Rundfunks.

Richard Bletschacher hat die Texte zu einer großen Zahl von Werken des Musiktheaters verfasst; Opern mit Musik u.a. von Peter Ronnefeld, Iván Erdöd, Kurt Schwertsik, Heinz Karl Gruber, Francis Burt und Alfred Schnittke wurden an den renommierten Häusern Deutschlands und Österreichs uraufgeführt. Von den Werken des klassischen Repertoires übersetzte er Monteverdi, Cavalli, Conti, Gazzaniga, Mozart, Rossini und Puccini.

Zu seinen umfangreichsten und in Fachkreisen anerkannten Arbeiten zählen eine Geschichte der Oper („Apollons Vermächtnis“) und die Darstellung des Lauten- und Geigenbaues in seiner süddeutschen Heimat. Unter seinen literarischen Werken sind Romane, Gedichte und Erzählungen zu finden, weiters übersetzte er u.a. Sonette von Shakespeare.

Richard Bletschacher

DAS LEBEN AUF DEM LANDE

Erzählungen und Gedichte

Richard Bletschacher

DAS LEBEN AUF DEM LANDE

Erzählungen und Gedichte aus Niederösterreich

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-902416-70-4

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

printed in Austria by Janetschek, A-3860 Heidenreichstein

Cover: Camille Pissaro »Landschaft bei Pontoise«

INHALT

<i>Einstweilen</i>	7
Das Leben auf dem Lande	8
<i>Thymianstunden</i>	25
Birkenruten	26
<i>Der erste Vogel</i>	41
Der Holzweg	42
<i>Waldviertler Koboldlied</i>	51
Der Tod des Freiherrn von Puechhaim	52
<i>Blick in die Ferne</i>	71
Im Glashaus	72
<i>Altweibersommer</i>	77
Kirtag in Rottmannsreith	78
<i>September in Drosendorf</i>	93
Schafe	94
<i>Februarmorgen</i>	97
Ein schwarzer Freitag im Zirkus Malafatti	98
<i>Die beiden Falken</i>	125
Eine sprachlose Ehe	126
<i>Der Habicht</i>	135
Die Karrner	136

WALDVIERTLER KOBOLDLIED

Herr Obergratschpointner
Herr Obergratschpointner
kommen Sie schnell heraus
auf die Wiese heraus
und schauen Sie an
was der Mond heute macht
ist das nicht fabelhaft
ist das nicht grausig
gespensterlich schön

kommen Sie kommen Sie schnell
und bringen Sie auch
das Fräulein Moosgruber mit
wenn sie ihren Rock wieder anhat
unheimlich ist es hier
auf der Geißmayer-Wiese
wenn die Lichter ausgehen
eins nach dem andern im Dorf
und die kalte Sichel des Mondes
der schlafenden Welt
den struppigen Hintern rasiert

(1996)

DER TOD DES FREIHERRN VON PUECHHAIM

*Eine Erzählung
nach Gerichtsakten aus dem 16. Jahrhundert*

Im Mai des Jahres 1591 begab es sich, dass ein Bürger des Marktes Raabs und Untertan des Freiherrn von Puechhaim, der Magister Johann Hiezschohl, mit einer Fuhr Wein aus dem sonnigen Land an der Donau in das rauere Waldviertel heimkehrend auf der Anhöhe hinter dem Dorfe Aigen von einem Wagen überholt wurde, auf welchem zwei Diener des Jungherrn Hans Adam von Hofkirchen saßen, David Rauchenperger und Peter Leykauf mit Namen. Auch sie waren heimwärts unterwegs, nach einem Ziel, das nur eine halbe Wegstunde jenseits von Raabs flussaufwärts gelegen war: nach Burg Kollmitz am Ufer der Thaya.

Im Vorüberfahren blickt der Leykauf, der die Zügel hält, etliche Male auf den Magister, deutet schließlich auf ihn und redet mit seinem Gesellen. Der lacht. Wie sie nun aber herein gegen die Leinstetten kommen, halten sie an und steigt der Rauchenperger vom Wagen. So warten die beiden, bis der Wagen des Hiezschohl herankommt und dessen Fuhrmann Paul Hofpaur murrend Anstalten machen muss, im Bogen um sie herumzufahren. Dabei hört der Magister den Leykauf sehr laut zu seinem Kameraden sagen:

„Schau, mein Kerl, was hab ich gesagt: Was der Mensch für einen Knebelbart hat! So einen hab ich mein Lebtag noch keinen gesehen. Ich denk, man könnt ein sehr großes Maul damit knebeln.“

„Nein, beim heiligen Nepomuk“, sagt der andre und verzieht keine Miene, „ich hab's nicht für möglich gehalten.

Aber doch hast du recht: ein ganz erstaunlicher Bart! Aber darf man so aussehen, wenn man durch eine friedliche Landschaft fährt? Das nenn ich die Leute grundlos verärgern. Man muss dem Herrn das auseinandersetzen. Und wenn er den Knebelbart sich abnehmen lässt, hier auf der Stelle, dann ist es gut; wenn nicht, dann muss man ihm, mit Verlaub, ordentlich daraufschießen.“

Das hört der Hiezschohl nicht gern. Er springt vom Wagen, noch eh der Fuhrmann, der auf einem der beiden Pferde sitzt, brummend anhalten lässt. „Wer seid ihr oder was seht ihr für Mängel an meinem Bart, dass ihr auf offener Landstraße in meines gnädigen Herrn Jurisdiktion mich also schimpflich antasten dürft?“, fragt der Magister die beiden.

Der Rauchenperger hat auf nichts anderes gewartet. „Wer hat hier die Jurisdiktion?“, schreit er. „Wenn du's nicht weißt, wollen wir es dir gleich weisen, du Hundsfott!“ Und schon zieht er sein Rapier. „Was ich geredet hab, hab ich geredet und red es noch einmal. Und wenn dir's nicht frommt, will ich es auch nicht wieder schlucken und spuck es dir auf deinen vermaledeiten Knebelbart. Steck's ein, du Geißbock, oder wir wollen's ausmachen, hier auf der Stell!“ Dabei rückt er seinem Gegner schon auf den Leib und schlägt ihm das Rapier über Schuh und Knie, so dass der Hiezschohl zu seinem Wagen zurückweichen muss und darinnen rückwärts tastend nach seinem Feuerrohr sucht. Unterdem ist aber sein Fuhrmann, ein breitbrüstiger, bärtiger Kerl, von seinem Pferd abgestiegen und trennt die beiden, indem er sie unsanft auseinanderstößt. Daraufhin mischt sich der Leykauf ein, bringt seinerseits ein Büchsenrohr gegen den Magister in Anschlag und geht Schritt für Schritt auf ihn zu.

„Peter“, sagt der in großer Erregung, „bring dich hier nicht ins Unglück mitsamt deinem Gesellen durch das Gefrett, das ihr beiden da anfacht auf freier Straßen. Wo ihr doch besser wisst als ein andrer, wie die Sachen eures

Jungherrn von Hofkirchen stehn bei meinem gnädigen Herrn.“

Dass er erkannt und beim Namen genannt ist, scheint dem Leykauf gegen die Rechnung zu gehen. Er stellt sich, als wär er betrunken und als wäre nichts weiter bisher geschehn als eine Remperei vor dem Wirtshaus. „Hick“, sagt er, „woher kennt mich denn der Herr mit dem Knebelbart, und warum nennt er mich Peter, wo ich doch Paul getauft bin. Ich hab ihn mein Lebtag noch nicht gesehn, sonst hätt ich ihm seinen Bart nicht so mitten im Gesicht stehen lassen, sondern ihn ausgerupft und ihm, mit Verlaub, anderswo hingesteckt.“ Und er lacht und taumelt von einem Fuß auf den andern.

„Man kennt dich wohl, Peter Leykauf, und wird dich auch wieder zu finden wissen“, gibt der Magister zur Antwort und steigt wieder auf seinen Wagen, der Fuhrmann auf sein Ross, und so wollen sie fahren.

Der Rauchenperger als der Hitzigere aber will es dabei nicht bewenden lassen und schreit: „Soll man den Schelmen so laufen lassen, ungestutzt? Soll er die Kinder schrecken dürfen im Dorf mit seinem Knebelbart?“

„Ein Schelm bist du selber und bleibst es, bis du's nicht anders dartun kannst“, antwortet ihm der Magister.

Drauf der Rauchenperger: „Duz mich nicht, Scheißkerl! Ich bin einer von Adel!“

Und der Magister: „Wer wollt das glauben. Wenn das wahr ist, dann bin ich es auch. Wie man aber in den Wald hineinschreit, so schallt es wider.“

Da zieht der Rauchenperger aufs Neue sein Rapier, springt herzu und packt den Magister, dessen Wagen schon in Gang ist, am Bart und setzt ihm die Waffe auf seinen Rock. Und wer weiß, wohin er sie ihm weiter gesetzt hätte, wenn nicht der handfeste Fuhrmann sich von seinem Gaul herabbeugend ihn ein zweites Mal beiseite gestoßen hätte. Kaum aber hat sich der gekränkte Magister im nunmehr rasch davonfahrenden Wagen wieder

aufgerichtet und sich das Wams geordnet, so ruft er nach hinten hinaus:

„Wenn ihr zwei ehrbare Leute seid, was wohl nicht sein wird, so sollt ihr in Oberndorf beim kalten Brunnen mich treffen. Ich will dort auf euch warten und dann wollen wir sehen, wer ehrbar ist und wer nicht!“

In Oberndorf wollte der Fuhrmann nicht halten. Als er es auf mehrmaliges Geheiß des Magisters Hiezscholt dennoch tat, verging eine Weile, ohne dass die beiden Hofkirchen'schen Diener kamen. Wer aber statt ihnen schließlich des Wegs kam, das waren die beiden jungen Herren von Puechhaim, Andreas und Hartmann, die dort unweit ihres Raabser Schlosses mit ihrem Diener Gabriel Perger im Spaziergehen begriffen waren. Den jungen Herrn konnte nichts willkommener sein als das, was sie nun hörten. Das Spaziergehen war ihnen leid, und der Diener konnte sie nicht so bald zurückhalten, als sie auch schon hinter dem Hofkirchen'schen Wagen, der einen Seitenweg eingeschlagen hatte, her waren und ihm die Straße versperrten.

Der Puechhaim'sche Diener griff den Rössern in den Zaum und brachte sie in der Höhe der protestantischen Kirche zum Stehen. Als der Rauchenperger ihm mit der Gerte über die Hand fahren wollte, zogen die beiden jungen Herren ihre Waffen und befahlen den beiden auf dem Wagen ihre Namen, den ihres Herrn sowie ihr Geschäft auf Puechhaim'schem Grund und Boden zu nennen. Das wollten die beiden aber nicht tun und schlugen unter Beschimpfungen auf ihre Pferde ein, um sie wieder in Gang zu bringen. Unterdessen aber war auch der Wagen des Hiezscholt wieder herangekommen und der Fuhrmann schob diesen nun quer über die Straße.

„Ihr werdet uns die Gefälligkeit tun und absitzen von eurem Wagen. Den wird unser Diener in Verwahrung nehmen. Ihr aber kommt mit auf das Schloss, wenn ihr hier uns nicht Red stehen wollt“, sagte Andreas, der ältere der beiden Brüder, und fügte hinzu: „Und legt eure Hand

nicht auf das Rapier, das rat ich euch gut, sonst wird man euch tragen müssen, die Füße voran. Geh, Gabriel, meld es der Mutter, was für einen Fang wir im Spazierengehen gemacht haben. Sie soll, weil der Vater nicht im Haus ist, sagen, was mit den beiden geschieht. Geh schnell oder lauf, denn Leute kommen herzu. Wer weiß, wie lange wir die davon abhalten können, den beiden Schelmen die Ohren zu stutzen, da sie den Puechhaim'schen Namen unflätig gebraucht haben und sich unserer Jurisdiktion widersetzen.“

Der Diener gab einem der hinzugekommenen Dorfbewohner die Zügel des Wagens und ließ bergab gegen das Raabser Schloss zu, um bald darauf mit ein paar Knechten wiederzukommen und den Befehl der Freifrau auszuführen, der da lautete: Man solle die Malefikanten in den Turm führen. Dies geschah nicht ganz ohne Gegenwehr und trotz eines Schocks schwerer Verwünschungen, die erst ein Ende fanden, als der jüngere Puechhaim dem Peter Leykauf mit dem Handrücken über das Maul schlug.

Als der Herr von Hofkirchen, der sich in den vergangenen Wochen auch durch eine lustig lärmende Hochzeit nicht von seinen Streithändeln mit dem Raabser Nachbarn hatte abbringen lassen, von dem neuen Zwischenfall in Oberndorf erfuhr, war er vor Zorn schier nicht mehr zu halten. Mehr mit Händen und Armen als mit bittenden Worten vermochte die junge Frau den jähzornigen Mann daran zu hindern, noch am selben Abend hinüber nach Raabs zu reiten, um seine beiden Diener aus dem Gewahrsam derer von Puechhaim zu fordern. Da aber, wie er wusste, der Freiherr Niklaus von Puechhaim über Land gefahren war, ließ er sich schließlich bei dem Gedanken beruhigen, dass dieser nach seiner Rückkehr die Frechheit seiner Söhne und die Dummheit seiner Frau nicht billigen würde und zu den Auseinandersetzungen um Wegmarken, Grenzsteine und Waidrechte nicht auch noch die Reibereien der

Diener kommen lassen wolle. Als aber der von Puechhaim heimgekehrt war und einen Boten des Kollmitzer Nachbarn schroff abgewiesen hatte, da ließ der am andern Morgen schon bei Sonnenaufgang sein Pferd satteln und ritt in gestrecktem Galopp hinüber nach Theras zu seinem Schwager Ferdinand von Schönkirchen, dem Bruder seiner Frau, um dessen Beistand gegen die Herausforderung der Protestantischen einzufordern und mit ihm auf einen Plan zu denken, wie dem alten Puechhaim und seinen frechen Söhnen die Schmach heimzuzahlen wäre.

Der von Schönkirchen erbot sich, um die Sache doch noch gütlich zu schlichten, in eigener Person nach Raabs zu reiten. Ihm war an größeren Händeln zwischen seinen Nachbarn im Nordwald nichts gelegen, denn alle saßen sie doch, wenn auch verschiedenen Glaubens, im Landtag auf einer Herrenbank und hatten oft gemeinsam gegen Ansinnen oder Übergriffe aus Wien sich zur Wehr zu setzen. Er überließ also seinem hitzigen Schwager den Schlüssel zu seinem Weinkeller, wo er sich abkühlen mochte, und begab sich nach Raabs.

Schon vor dem Einnachten aber kam er mit hochrotem Kopf zurückgeritten und meldete auf Befragung, dass er sich mit dem halsstarrigen alten Puechhaim über die Sache völlig zerstritten hätte und sie schließlich mit Injurien bis auf den Punkt gekommen seien, dass sie miteinander im Zorn die Hüt getauscht hätten.

„Siehst du!“, rief der Hofkirchen, den der gute Wein seines Schwagers keineswegs zur Ruhe gebracht hatte, „was hab ich dir gesagt von dem alten Hurensohn? Mit dem muss man anders reden, wenn er einen hören soll.“

„Wir müssen nach Wien, um dort beim Erzherzog Ernst gegen den Puechhaim vorstellig zu werden“, antwortete der von Schönkirchen, der noch immer auf eine friedliche Regelung hoffte.

„Und wenn man uns da nicht anzuhören geruht? Man will keinen Aufruhr mit den Lutheranern. Hat mich viel-

leicht einer nur der hochmächtigen, rechtgläubigen Herrn bisher angehört, wenn ich eine Klage eingebracht habe gegen einen von Wildberg, von Karlstein oder von Horn? Nein, nein! Ich muss schon selber wissen, wie ich mir mein Recht zu verschaffen habe.“

Immerhin ließ sich der von Hofkirchen bestimmen, mit seinem Schwager nach Wien zu reisen und von dort aus die Sache weiter zu betreiben. Während der von Schönkirchen nun in den Vorzimmern wartete, ging der von Hofkirchen andere Wege. Nicht dass ihm an der raschen Freisetzung seiner Diener noch allzu viel gelegen war – mochten die vorlauten Burschen ruhig ihren Denkkettel haben – wichtig war nun allein, die Gelegenheit nicht mehr aus dem Griff zu lassen, die sich hier bot, dem alten Puechhaim herzlich ans Leder zu gehen. Und so schrieb der von Hofkirchen einen Brief an seinen Diener David Rauchenperger, den er eilends bestellen ließ auf das Schloss in Raabs und der, nachdem er geprüft worden war, dem Gefangenen mit erbrochenem Siegel ausgehändigt wurde. Der Brief aber lautete so: „Edler, lieber Rauchenperger, wie man mit euch verfahren, das ist mir zu Ohren gekommen. Ich ermahn dich bei Gott, deinem ehrlichen Geschlecht und eigner Ehr, wolltst dich nicht mit deinem Wirt auf einen Vertrag, Revers oder dergleichen einlassen, sondern erwart was ich dir weise. Ich verbiete dir auch hiermit bei meiner Ungnade, anders auf Befragung zu antworten, als dass ich dein Herr sei und du mir und keinem andern Herrn Antworten schuldest. Den Peter tröst. All Ding wähen nur eine Weil; wenn die Bäume ausschlagen, so hebt euer Haupt und denkt gewiss, dass der Sommer nah sei.“

Auf dem Kohlmarkt in Wien arbeitete ein Schwertfeger mit Namen Mathies, der auch kunstvollere Arbeiten wie Vergoldungen von Degenriffen und Einlagen für Dolchscheiden in Auftrag nahm. Zu dem kamen allerhand

inländische und ausländische Leute, um Waffen zu kaufen oder zu tauschen und nebenbei, wenn es der Zufall ergab, einen Handel auszukundschaften, bei welchem man die Klingen erproben konnte. Den Mann hatte der von Hofkirchen bald ausgeforscht und schickte seinen Lakaien Hermann zu ihm in die Werkstatt, um dort ein paar handfeste Kerle anzuwerben. Zwei Gesellen des Mathies waren gleich mit von der Partie. Die brachten auch noch drei Trompeter hinzu, einer von ihnen in Diensten des Erzherzogs Ernst, die andern beiden bei dem von Harrach im Brot. Endlich kamen dazu noch zwei niederländische Soldknechte und ein Büchsenmacher aus Wien, Paul Kleinwasser mit Namen, dem für sein Handwerk die Zeiten zu ruhig waren. Den lud der Hermann zusammen mit den beiden Niederländern zum Essen und danach auch ein wenig zum Trinken, wobei das Weib eines der Trompeter bei Tisch aufwartete, damit kein fremdes Ohr Wind von der Sache bekäme, wenn es laut hergehen sollte. Der Hermann ließ sich zuerst von dem Kleinwasser die Feuerkunst lehren, welche dieser von einem Franzosen bekommen hatte, staunte über die neue Mechanik, meinte aber, so etwas könne einer erst kaufen, wenn er es *in vivo* ausprobiert habe. Fragte den Kleinwasser, ob er nicht mitsamt seinem Rohr auf eine Hochzeit fahren wolle, bei der scharf getanzt werde und wo man leicht einen Batzen Geld einstreifen könne. Der Kleinwasser sah keinen Grund, allzu viele Fragen zu stellen. Das Essen schmeckte ihm gut, der Wein noch besser und die Frau des Trompeters beugte sich so freundlich über ihn, wenn sie ihm nachgoss.

Also ritt er am anderen Morgen auf einem von des Hermann Pferden neben diesem zur Therasburg und hinter ihnen drein kamen zwei gemietete Wagen, auf denen außer den Niederländern, den Schwertfegergesellen und den Trompetern noch ein Franzose und zwei Furlaner von einer wällischen Compagnie saßen, die vorgaben, kein deutsches Wort zu verstehen, und von denen man dem

Aussehen nach nichts Gutes erwarten konnte. In Seitzersdorf hielten sie an und machten ein Frühstück, wie der Hermann es nannte, wohl weil es keinen Wein mehr gab so wie am Abend zuvor. In Hollabrunn lagen sie über Nacht und kamen erst am anderen Mittag nach Theras. Bald nach ihnen langten auch die Herren von Hofkirchen und von Schönkirchen ein und in ihrem Gefolge kam der junge Felician von Harmannstein, den sie unterwegs von seiner Burg geholt hatten, ohne ihm recht zu eröffnen, wohin es ging. Die drei sprachen fortan fast nur mehr Italienisch untereinander, zeigten sich aber freundlich und freigiebig zu den angeworbenen Männern und versicherten sie, dass keiner sich langweilen werde in den kommenden Tagen. Den Paul Kleinwasser aber, als den Ältesten, zogen sie ins Vertrauen und der Schönkirchen führte ihn durch das Schloss, die Gesindehäuser und Ställe und besprach dabei mit ihm, was geschehen sollte. Der Kleinwasser, als er den Namen Puechhaim hörte, machte Einwände und warnte, man würde, wenn die Sache angeklagt werde, und daran werde es nicht fehlen, den Herrn von Hofkirchen und seine Mitverflochtenen gut und gern um tausend Taler strafen. Das solle er dem Hofkirchen nur selber sagen, meinte der Hausherr und führte ihn hinauf zum Herrentisch. Der Hofkirchen aber wollte von solchen schlappschwänzigen Einwänden nichts hören. Darum, rief er mit hochrotem Kopf, solle sich nur kein anderer scheren. Er wisse schon, was er tue und habe auch in Wien nicht untätig gesessen. Aber dem Schönkirchen war nicht ganz so leicht zu Mute und er sagte:

„Hörst du das, Schwager, was der Paul sagt? Er meint, dass ich und der Felician ebenso in der Straf sein werden wie du, wenn wir dich nicht abbringen von der Sach und auf einem Wagen mit dir fahren!“

„Ei was Straf! *Porco Dio, mi rompi le palle, Ferdinando!* Soll mir der Hurenkerl, der Puechhaim, vielleicht ungestraft auskommen?“

„Das soll er nicht“, räumte der Kleinwasser ein, „aber es mögen bei so einer Straf am End auch tausend Taler nicht klecken, sondern man hat auch schon Herren wegen kleinerer Ursach aus dem Land geschafft.“

„Hörst du das, Schwager? Das ist kein Scherz. Da müssten wir Kollmitz und Drösiedl und Harmannstein und Therasburg und noch ein paar andere Häuser stehen lassen, da wo sie sind.“

„*Un cazzo!*“, schrie nun der von Hofkirchen aufs Äußerste erzürnt. „Wenn man mich straft, so bin ich auch schon gefasst mit dem Geld, und ihr sollt mir sehen, dass der Hofkirchen nicht nur Gewalt üben kann und sich sein Recht schafft, sondern auch für das Strafgeld aufkommt danach. Und jetzt ist genug mit dem Hosenschiessen! Den möcht ich sehen in Wien, der mir die Hand aufhält, wenn ich so einem hundsföttischen Kirchenschänder und Ketzer ans Fell will. Den möcht ich sehen, der mich aus dem Land treibt, nur weil ich mir meine rechtschaffenen Diener nicht in ein protestantisches Loch einmauern lass!“

Daraufhin zuckte der von Schönkirchen die Achseln, der von Harmannstein, ein blutjunger Raufbold, der nicht viel von alledem verstand, lachte und hielt sich an seinen Wein. Der Kleinwasser ging langsam die Treppen hinab.

Als es dann gegen Abend ging, wurden drei Wagen auf den Hof gezogen und die Pferde aus den Ställen geführt. Der von Hofkirchen sagte, als er über die Freitreppe ging:

„Ich hab meine Posten schon vorausgeschickt, Schwager. Kopf hoch. Jetzt ist es auch schon zu spät. Dein Wein schmeckt recht gut, aber Rache schmeckt besser. *Corpo di Satanasso!*“

Die Wagen wurden geschirrt, die Waffen obenauf geworfen, sechs Reiter schwangen sich auf die Pferde. Und als die Räder zu rollen begannen, löste sich die Bedrückung auch von denen, die nicht mit ganzer Lust bei der Sache waren. Es flogen grobe Sprüche und fremdländische Flüche hin und her, die den Mut wieder anfachen sollten.

Einer der beiden Furlaner – er trug ein gesprenkeltes Wams, und ein altmodisches Feuerrohr lag über seinen Knien – fing an, ein wällisches Lied zu singen, von dem die meisten nicht viel verstanden, das aber den Hofkirchen lachen machte.

„Ich will gern sehen“, rief er, „was der von Puechhaim sagen wird, wenn ich so zu ihm kommen werde wie auf eine Hochzeit. Es wird ihm gewiss seltsam vorkommen, denn er hat solche buntscheckigen Leute noch nicht viel gesehen. Er ist ein unversuchter Mann, kann keine Sprachen und ist noch nicht weit außer Landes gekommen. Wir aber wollen ihm aufspielen, dass ihm die Ohren schallen. Ich will meine Trompeter vom Kollnitzberg herab blasen lassen, die Schwertfeger sollen den Takt schlagen, die Niederländer und der Franzos sollen singen und die zwei Furlaner einen Tanz aufführen. So will ich meine zwei Gesellen heimbringen aus Raabs. Und wenn er nicht gern will, der Puechhaim, werden wir ihn das Tanzen lehren.“

Als sie so etwa zwei Landmeilen gefahren waren, kam des von Hofkirchen Pfleger an den Wagen geritten und meldete, dass er in Erfahrung gebracht habe, dass der von Puechhaim morgen nach Wien zu reisen gedenke, vermutlich gar in derselben Sache. Wenn man also heute Nacht die Gefangenen nicht ledig machen könne, so sei es vorbei mit der Gelegenheit. Ein Tischler aus Raabs war in seiner Begleitung, der in den letzten Tagen viel im Schloss gearbeitet hatte und alle Wege dort kannte. Dem befahl der von Hofkirchen, er solle sich zusammen mit dem Pfleger im Raabser Schloss um den Glockenstrick kümmern, dass keiner dort drinnen auf den Gedanken komme, Hilfe herbeizuläuten, wenn es brenzlich werde. Und als die beiden davongeritten waren, lehnte er sich in den Wagen zurück, schlug seinem Schwager aufs Knie und sagte:

„Du wirst schon sehen, wie alles geplant ist. Ich hab auch einen guten Freund an dem römisch-katholischen

Pfarrer in Raabs. Der ist dem Puechhaim nicht grün und weiß auch warum. Mehr als nur einmal ist ihm der Ketzer mit seinen Söhnen quer durch eine Prozession geritten, und hat die wenigen Leutlein, die sich in seiner Herrschaft noch in eine römische Kirche getrauen, auseinanderge-scheucht wie die Hühner. In Oberndorf hat er jüngst die leer stehende katholische Kirch, die ihm lang als Korn-schütte und Heuschober gedient hat, für seine protestan-tischen Messen einweihen lassen. Und wenn die puech-haimischen Buben auf dem neuen Schießplatz, den sie auf ihrem Turnierplatz ober dem Schloss eingerichtet haben, ihre Büchsen erproben, dann klopfen dem Pfarrer die Kugeln nur so gegen die Fensterläden. Darum hält er sich auch, wenn er es heimlich tun kann, auf meine Seite und steht auf Schildwach in seinem Turm. Und so werd ich bald erfahren, wer alles aus und ein gegangen ist im Schloss Raabs in den vergangenen Tagen. Ich weiß auch sonst fast alles, was an der puechhaimischen Tafel geredet wird und manches auch aus seinen Betten. Denn es gibt dort immer noch Leute, die lieber zu einem rechtgläubigen Pfarrer in die Beichte gehen.“

Als sie durch Eibenstein fuhren, kam ein Hofkir-chen'scher Lakai an den Wagen, in welchem die drei Herren saßen. Er hatte offenbar schon einige Zeit auf sie gewartet. Er trug ein schmuckes, veilchenfarbenes Gewand mit einem samtenen Kragen nach der Art der Diener hoher Herrn aus der Residenzstadt und meldete, er habe die Herren dem Freiherrn von Puechhaim avisiert und dieser ließe ihnen sagen, Ihre Gnaden seien auf seinem Schloss willkommene Gäste, wenn sie vorliebnehmen wollten mit dem Geringen, was ihnen ein so bescheidener Wirt an Annehmlichkeiten bieten könne. Was er ihnen aber geben könne, das gebe er gern.

Da lachte der von Hofkirchen aus vollem Hals und rief: „Das nenn ich nun einmal höflich zu mir gesprochen. Er wird sich wundern, der Puechhaim, was wir gesonnen

sind uns bei ihm zu nehmen, ob er's nun gern gibt oder nicht gern.“

Und zu dem Büchsenmacher, dem das Maul offen stand vor Erstaunen, sagte er:

„Nun, Signor Paul Hasenfuß, auf wen, meint er, dass der Herr von Puechhaim wartet mit seinem Essen?“

Darauf der Kleinwasser: „Werden doch nicht etwa Euer Gnaden in Raabs auch noch zum Essen bleiben?“

Und der Hofkirchen schlug sich auf den kräftigen Bauch und lachte:

„Nein, gegessen wird heute zu Haus auf Kollmitz, wo meine Hausfrau schon allzu lang auf mich wartet. In Raabs aber machen sie die Tore weit auf für den Grafen von Montecuccoli und den Obriststallmeister Octaviano von Cabriani!“

Jetzt war der biedere Büchsenmacher doch ein wenig entsetzt und wagte zu fragen: „Was aber werden diese Herren wohl sagen, wenn sie erfahren, dass Euer Gnaden auf solche Weis ihre Namen gebrauchen?“

„Bei denen will ich es wohl verantworten, was ich eh tun muss. Sie sind meine günstigen und sehr katholischen Herrn und Patrone und werden des Hofpossens, den ich dem Puechhaim spiele, nur lachen.“

Das war die Antwort, und rascher ging nun die Fahrt der Thaya entlang gegen Raabs.

Auf dem Schloss über dem Thayafelsen war ein eifriges Rufen und Rennen um diese Stunde. Der Herr Niklaus von Puechhaim selbst kümmerte sich um die Vorbereitungen für den Empfang der unerwarteten Gäste. Bei so hochgestellten Herren wurde ein größeres Gefolge vermutet und darum wurden Leintücher aus den Truhen geholt und Betten gemacht, so viel als nur in den Gastzimmern Platz war. Ein Tisch wurde gedeckt für die Herrschaften und andere Tische geschrubbt fürs Gesinde. In den Ställen wurde Platz geschaffen für Wagen und Pferde. Auf den Treppen wurden Lichter angezündet. In der Küche wurden

die Herde geheizt, die Zinnpfannen und Kupferkessel geputzt und die Teller poliert. Die Lakaien mussten Livreen anlegen und die jungen Herren wurden zu ihrer Mutter befohlen, die nachsehen wollte, ob sie auch saubere Wäsche am Leib trügen und das Haar ordentlich gestriegelt hätten. Mehr als einmal lief Herr Niklaus in einen der hinteren Räume und hielt Ausschau nach Osten, ob die angekündigten Wagen nicht kämen. Endlich, gegen zehn Uhr in der Nacht, meldete ihm der Diener vom Auslug, dass drei Wagen von Reitern begleitet vom Markt den Berg herauf führen.

Der von Puechhaim lässt Windlichter anzünden und eilt mit einem Schock von Dienern seinen Gästen entgegen. Die Zugbrücke, die vom Vorhof den Weg zur Inneren Burg sichert, wird in den Ketten niedergelassen, die äußeren Tore werden auf seinen Befehl geöffnet. Zwei der in der Einfahrt haltenden Wagen werden von den Lakaien mit Windlichtern in den Vorhof geleitet. Der dritte Wagen, auf dem der von Schönkirchen mit dem von Harmanstein und dem Wiener Büchsenmacher sitzt, wendet draußen auf solche Art, dass er jede weitere Zufahrt zum Schloss von außen versperrt. Drinnen springt der von Hofkirchen vom ersten Wagen und tritt dem Herrn von Puechhaim entgegen, dem es vor Staunen und Schrecken die Sprache verschlägt.

„Hab nicht gedacht, dass ich so freundlich mit Lichtern empfangen werde, Herr von Puechhaim. Ihr wart Euch wohl nicht versehen, mich so bald schon auf Eurem Schloss zu begrüßen. Darum stockt Euch die Red. Leider kann ich die angebotene Bewirtung diesmal nicht annehmen. 's ist schon spät in der Nacht und wir haben selber auf Kollmitz eine kleine Freudenfeier vorbereitet. Ich hab nämlich meiner Frau versprochen, dass ich nicht ohne meine zwei Diener, den Rauchenperger und den Leykauf, heimkommen werde.“

„Wenn das der Grund des Besuchs ist, dann kommt herein. Wir werden drinnen im Schloss weiter über die

Sache sprechen“, antwortete sehr blass und mit belegter Stimme der von Puechhaim.

„Nein! Keinen Schritt geh ich von hier. Jetzt wirst du sie mir geben. Hier auf der Stell! Und wenn du's verweigerst, werd ich dich selber binden und auf meinen Wagen werfen und mit nach Kollnitz bringen“, schreit der von Hofkirchen.

„Da bin ich“, antwortet der von Puechhaim, geht auf den von Hofkirchen zu und packt ihn mit beiden Fäusten am Wams. Der eine von den beiden Furlanern, die ihm zunächst stehen, hebt seine Büchse und gibt dem unbewaffneten Mann von der Seite her einen Schuss, der ihm durch den linken Arm in die Brust fährt. Niklaus von Puechhaim lässt seinen Gegner fahren und fällt in die Knie. Der von Hofkirchen greift am Rücken in seinen Gürtel und hat nun auch eine Feuerwaffe in seiner Hand. Es fallen mehrere Schüsse auf den in seinem Blut liegenden Schlossherrn und über diesen hinweg in die Schar seiner wild durcheinander laufenden Diener. Die Windlichter werden gelöscht, im Schloss entsteht Lärm. Der von Hofkirchen rennt durch das Tor des Vorwerks hinaus und zurück in den Hof, wo schon die beiden Wagen mit den aufgeschreckten Pferden im Wenden begriffen sind. Und ehe eine Hand sie zurückhalten kann, verlassen die Angreifer immer noch schießend den Schlosshof, jagen den Berg hinauf gegen Oberndorf zu und verschwinden im Dunkel der Nacht.

Als die jungen Herren von Puechhaim und hinter ihnen ihre verzweifelte Mutter endlich aus dem oberen Hof über die Zugbrücke an den Tatort gelangten, fanden sie den Freiherrn von Puechhaim tot. Nach dem erneuten Anzünden der Windlichter entdeckte man auch die auf dem Boden liegenden verwundeten Diener. Von den Hofkirchen'schen Leuten aber war nicht einer von den waffenlosen Lakaien ergriffen worden. Man wusste jedoch, wo sie zu suchen seien, und verzichtete auf die Verfolgung bei Nacht. Schloss nur die Tore und trug den Toten hinein.

Die drei Wagen waren indessen nicht zur Burg Kollnitz gefahren, sondern nach Drösiedl, das nicht weit davon gegen Süden liegt. Der von Hofkirchen, dem das Blut noch in Wallung war, ritt mit den anderen Herren zu Pferde voran. Er fluchte viel unterwegs. Auf dem Schloss in Drösiedl wurden nach seiner Ankunft rasch die Tische gedeckt und für alle Speisen bereitet und Wein ausgeschenkt. Es zeigte sich aber, dass wenig gegessen und viel getrunken wurde. Der von Hofkirchen sagte, die Leute, die eigenen wie auch die fremden, sollten guter Dinge und fröhlich sein und nicht weiter viel denken. Er werde für einen jeden, der bei ihm bleiben wolle, sorgen als ein guter Patron, der keinen im Stich lässt. Dann aber, nachdem er einen Becher leer getrunken hatte, ging er allein auf sein Zimmer, um dort zu essen, und ließ sich für den Rest der Nacht nicht mehr ansehen.

Von den anderen wollte kaum einer schlafen, eh ihn nicht der Wein niederlegte, auf den Boden, unter den Tisch oder ins Stroh, wie es sich traf.

Der von Schönkirchen hielt sich an den Büchsenmacher und schlug ihm vor, er solle bei ihm bleiben, wenn er demnächst nach Mähren ginge. Es gäbe nicht immer so unfrome Arbeit wie die heute Nacht. Der Kleinwasser aber blieb einsilbig, während der andere lamentierte, und meinte endlich, es liefe doch immer auf einen Schuss hinaus, wenn einer ein Feuerrohr schmiedete und ein anderer ihm viel Geld dafür böte. Es war den beiden recht philosophisch zu Mut. Der von Harmannstein schwieg. Er hatte noch nicht viel Blut fließen gesehen und begriff in seiner Einfalt wohl nicht, was an diesem Abend geschehen war. Am lautesten lärmten die beiden Furlaner, die sich mit ihren Flüchen keinen Zwang anzutun brauchten. Der mit dem gefleckten Wams brüstete sich, dass er es war, der den ersten Schuss abgefeuert hatte, und der eine Trompeter verdeutschte den anderen die Sprüche, die er darauf tat und sich damit als einen echten Banditen berühmte. Gegen

Morgen gab der von Schönkirchen dem Kleinwasser zwei- undvierzig Dukaten auf die Hand und sagte, ehe er sich zurückzog, er solle das Geld nach seinem Gutdünken unter die Leute verteilen. Nun waren wieder die Wällischen die Ersten, die sich herandrängten und einen besseren Anteil als die anderen forderten. Als sie von dem bedrängten Büchsenmacher dennoch nicht mehr zu ergattern vermochten als die Lakaien, Fuhrleute, Trompeter, die Niederländer und der Franzos, fingen sie an zu fluchen. Von Huren und Henkern und Schweinen war da die Rede, wie der Trompeter verdeutschte, und endlich schlugen sie mit den Degen und Feuerrohren auf die Teller und Tische, um noch einmal Streit zu suchen. Der Büchsenmacher aber warf seinen Anteil am Geld auf den Tisch, griff nach seinem französischen Rohr und wandte sich zum Gehen. Eher die Türe hinter sich ins Schloss warf, sah er, wie sich die Niederländer und die Furlaner über den Tisch hermachten und sich zu rempeln und zu schlagen begannen. Dann verließ er das Schloss und machte sich, da eben die Sonne aufging, auf seinen Weg zurück nach Wien.

Von denen von Hofkirchen, Schönkirchen und Harmannstein hat man danach nicht viel mehr vernommen. Das vom Erzherzog Ernst eingesetzte Gericht sprach sie schuldig. Aber sie waren unterdessen nach Mähren geflohen und von dort, als die Suche nach ihnen drängender wurde, nach Polen gewichen. Dort erhielten sie von den Katholischen Schutz und ihre Auslieferung wurde von den Gerichten des Erzherzogs vergeblich gefordert. Ihre Schlösser aber und was darin niet- und nagelfest war, mussten sie lassen.

Den Pfarrer von Raabs, den hochwürdigen Herrn Anton Stromayr, hatte der dritte Sohn dessen von Puechhaim noch in der Mordnacht aus seinem Pfarrhof geholt und ihn in das Burgverlies geworfen. Von dort führte er ihn am anderen Tag unter starker Bewachung nach Wien, da auf ihn als den Erzfeind des Toten der erste Verdacht

der Mithilfe an dem Überfall fallen musste. Er dachte ihn vor ein Gericht zu bringen, das nicht ansehen würde, wes Glaubens einer wäre, sondern dem Opfer zu seinem Recht verhülfe gegen seine Mörder und deren Helfer. Der Pfarrer aber berief sich auf das kanonische Recht, nach welchem er allein dem bischöflichen Ordinariat von Passau Rechenschaft schuldig war, und von diesem wurde er endlich auch gerichtet und freigesprochen. Dies allerdings unter der Auflage, dass er nach seiner Rückkehr freiwillig auf die Pfarre in Raabs Verzicht leisten würde, um weiteren Anfeindungen zu entgehen.

Vergessen aber waren über den blutigen Folgen eines spöttischen Schimpfwortes auf einen Knebelbart die beiden Gefangenen im Raabser Verlies. Über deren Verbleib steht auf keinem Blatt mehr etwas zu lesen.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien